

Heinrich von Treitschke

Unsere Aussichten

in

Preußische Jahrbücher
Band 44. 1879, Seite 559-576

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Heinrich von Treitschle.

Vierundvierzigster Band.

Berlin, 1879.

Druck und Verlag von G. Reimer.

Unsere Aussichten.

Der peinliche Zwischenfall, der in den jüngsten Monaten die diplomatische Welt in Athem hielt, scheint vorläufig erledigt, das gute Einvernehmen zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg ist für den Augenblick wiederhergestellt. Gleichwohl werden uns Deutschen die Erfahrungen dieser aufgeregten Wochen noch lange unvergessen bleiben. Der einzige große Krieg, welchen Rußland jemals gegen uns führte, war das Werk der Laune einer thörichten Fürstin; die blinde Gehässigkeit aber, welche joeben die beiden alten, durch so viele Interessen auf einander angewiesenen Verbündeten zu entfremden suchte, entsprang nicht allein dem üblen Willen eines greisen Staatsmannes, dessen Gesinnungen seit dem Sommer 1870 uns Allen wohl bekannt sind, sie hatte ihre Wurzeln in mächtigen nationalen Leidenschaften des russischen Volkes oder doch mindestens weitverzweigter, einflußreicher Parteien.

Nicht ohne Grund sagt man heutzutage in Moskau, die Petersburger Epoche der russischen Geschichte gehe zu Ende. Jene stolzen Pläne, mit denen sich einst der Schöpfer der neuen russischen Hauptstadt trug, sind als unmöglich erwiesen und endgiltig aufgegeben; die Herrschaft auf der Ostsee ist für Rußland unerreichbar. Mehr und mehr hat sich die aggressive Kraft des russischen Staats gegen den Süden und Osten gewendet. Seit der gegenwärtige Kaiser der öffentlichen Meinung die Lippen gelöst hat wächst unaufhaltsam die Macht der alten Hauptstadt, des Mütterchens Moskau, und der nationalen Anschauungen, die in ihr ihren Heerd finden. Noch niemals in der russischen Geschichte erschien diese öffentliche Meinung, wie unreif und launisch sie sich auch noch gebärdet, einflußreicher als während der jüngsten drei Jahre. Es kann heute als erwiesen gelten, daß Kaiser Alexander den Türkenkrieg zu vermeiden wünschte; jener ungestümen Propaganda des Panславismus, die in den ersten serbischen Kämpfen ihr Wesen trieb, stand der Monarch mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüber. Der verblendete Starrsinn der Pforte und das leidenschaftliche Verlangen seiner Nation, die in der Vernichtung der Osmanischen

Macht die Erfüllung ihres welthistorischen Berufes, die Vollendung der alten Tartarenkriege steht, zwangen den Czaren endlich zu den Waffen zu greifen. Aber seine Regierung blieb nüchtern, sie hütete sich weislich, indem sie den berechtigten Wünschen der Nation nachgab, die panslavistischen Träume irgendwie zu erimuthigen; sie hatte den Krieg diplomatisch so geschickt vorbereitet, daß sie als der Wortführer Europas auftreten und im Namen aller großen Mächte, mit dem Schwerte in der Hand, die Sicherung der Rechte der Rajahvölker fordern konnte. In der That ward der Krieg nur möglich durch die zuwartende Haltung der europäischen Mächte, und diese wieder verdankte der russische Hof allein der wohlwollenden Neutralität des Deutschen Reichs.

Während des Feldzugs zeigte sich in Rußland ein jäher, krampfhafter Wechsel der Stimmungen, wie er jugendlichen unfertigen Völkern natürlich ist. Den ersten Erfolgen an der Donau antwortete in Moskau ein lauter Ausbruch jubelnder Siegesfreude; nach den Niederlagen bei Plewna erhob sich ein Sturm von Anklagen und Vermüthungen, die fieberische Erbitterung begann schon die Grundlagen der geselligen Ordnung zu bedrohen; als das Glück endlich den russischen Waffen von Neuem lächelte, da schäumten die Wogen des nationalen Stolzes nochmals in wilder Springfluth auf, und diesmal vermochte selbst die Regierung der übermächtigen Strömung nicht mehr zu widerstehen. Sie überschätzte gleich ihrem Volke die errungenen Erfolge; sie wähnte sich stark genug, einen im Namen Europas begonnenen Krieg einseitig nach eigenem Gefallen zu beendigen, den Widerspruch der anderen Mächte durch eine vollendete Thatfache niederzuschlagen, und ließ durch den Liebling der Panflavisten, den General Ignatiew den Frieden von S. Stefano abschließen. Der Vertrag war für England wie für Oesterreich gleich unannehmbar, vornehmlich durch die Pläne für die Zukunft, die er errathen ließ; denn indem die russische Politik einen slavischen Staat zu bilden versuchte, der bis an das aegäische Meer, in altgriechisches Land hineinreichen und die der Türkei noch gebliebenen Provinzen in der Mitte zerschneiden sollte, sprach sie unverkennbar die Absicht aus, sie wolle die Pforte nie wieder zu Kräften kommen lassen und bei der bevorstehenden letzten Katastrophe des Osmanenreichs die berechtigten Ansprüche der Griechen der Begehrlichkeit des Panflavismus aufopfern. Die russische Presse aber, trunken von Uebermuth, begleitete das dreiste Vorgehen ihres Hofes mit heftigen Anklagen gegen die schwachherzige Mäßigung, die den unermesslichen Sieg so schlecht ausbeute.

Die Uebereilung rächte sich schnell. England raffte sich plötzlich auf zu einer Entschlossenheit, die man ihm in Petersburg nach so vielen Be-

weisen kläglich Schwäche offenbar nicht mehr zugetraut hatte; und wie heuchlerisch auch die hohlen Worte von Völkerrecht und europäischer Freiheit klangen, womit die britische Kaufmannspolitik die Pläne ihrer handfesten Eroberungslust bemäntelte, die Thatsache stand doch fest, daß die britische Staatskunst sich in ihren Lebensinteressen bedroht fühlte und bereit war mit den Waffen dafür einzustehen. Auch Oesterreich erhob Einspruch; wenn diese Macht zum Feinde wurde, wenn sie mit ihrem geschonten Heere aus ihrer gesicherten Flankenstellung hervorbrach, so konnten alle Früchte des Krieges dem russischen Staate leicht verloren gehen. Rußland stand bald vor der Frage, ob man den Krieg mit diesen beiden Mächten und der Türkei wagen oder, was kaum minder gefährlich war, die orientalischen Dinge unentschieden in der Schwebelassen oder endlich durch kluge Nachgiebigkeit sich den besten Theil des errungenen Gewinns sichern sollte. Es war das Verdienst des Grafen Schumalow, daß die herausfordernde Politik des Generals Ignatiem aufgegeben, der Weg der Versöhnung beschritten wurde. Der Botschafter in London übersah den Ernst der Lage aus nächster Nähe, er wußte, die Epoche der britischen Thatlosigkeit sei zu Ende. Der deutsche Reichskanzler hatte in allen Wechselfällen des Krieges dem alten Bundesgenossen im Osten bei jeder Gelegenheit die aufrichtige Theilnahme des deutschen Kaiserhofs bezeugt und allen seinen Einfluß aufgewendet um das Mißtrauen der anderen Großmächte zu beschwichtigen. In der neuen Lage that er, was sich für eine neutrale Macht von selbst verstand: er unterstützte die vermittelnden Vorschläge. So kam denn am 30. Mai jene geheime Verabredung zu Stande, kraft deren Rußland in die Zweitheilung sowie in die Verkleinerung Bulgariens willigte und die wichtige Handelsstraße von Bajezid wieder aufgab.

Als darauf der europäische Congreß in Berlin zusammentrat, fand er die gefährlichste Streitfrage in Wahrheit bereits erledigt vor und konnte nur das Geschehene anerkennen. Wenn die russische Presse heute deshalb Anklagen gegen Deutschland erhebt, so können wir nur trocken erwidern: sollten wir russischer sein als Rußland selbst? war es an uns, Zugeständnisse, welche der Petersburger Hof bereits gewährt hatte, wieder rückgängig zu machen? Kein Unbefangener kann die Protokolle des Berliner Congresses lesen ohne die Klugheit, die Mäßigung, die vollkommene Unparteilichkeit des Vorsitzenden zu bewundern, und am Allerwenigsten die Russen dürfen über Deutschlands Mißgunst klagen. Die englischen Bevollmächtigten sprachen offen aus, daß sie alle Ergebnisse des Krieges zu zerstören wünschten, die Verkleinerung der Türkei keineswegs für nöthig hielten. Aber sie begegneten dem entschiedenen Widerspruche des deutschen Kanzlers. Deutschland wollte das heilsame Ergebnis der russischen Siege, die Be-

freierung der Balkan = Christen von unerträglichem Druck, schlechterdings nicht geschnälert wissen.

Hätten die Russen wirklich, wie Fürst Gortschakow mit salbungsvollem Pathos versicherte, nur für das Christenthum und die Civilisation gekochten, so war die Berliner Congreßacte ein glänzender Triumph für Rußland. Sie bezeichnet einen großen Wendepunkt in der wirrenreichen Geschichte der orientalischen Frage: der Grundsatz der Integrität der Türkei, welchen Rußland immer thatsächlich bekämpft, die anderen Mächte immer vertheidigt hatten, wurde jetzt endlich, Dank den russischen Siegen, von ganz Europa förmlich aufgegeben; und es klang fast wie Spott, wenn diese Akte, die über das Osmanenreich den Stab brach, sich selber als eine Ergänzung jenes Pariser Friedens von 1856 bezeichnete, der das genaue Gegentheil, die ungeschnälerte Erhaltung des türkischen Staates bezweckte. Noch nie hatte die Pforte einen so schnachvollen Vertrag unterzeichnet; selbst der Friede von S. Stefano stellte ihr weniger harte Zumuthungen als der Berliner Congreß. Beim Beginne des Kriegs beherrschte der Sultan dem Namen nach 19½ Mill. europäischer Unterthanen, mittelbar oder unmittelbar; jetzt blieben ihm noch 5¼ Mill. unmittelbarer Unterthanen in Europa und dazu die Titularherrschaft über 2½ Mill. in Bulgarien und Rumelien. Die macedonisch-thessalischen Lande und der schmale Küstenstrich zwischen Agathopolis und dem Bosphorus, das war Alles was von dem mächtigen Reiche des Halbmondes in unserem Welttheil noch übrig blieb; und selbst diesen Trümmerstücken drohte noch eine neue Einbuße, da der Congreß den Griechen die Aussicht eröffnete auf die Erwerbung der Landschaften südblich vom Peneus.

Wahrlich, ein gewaltiger Erfolg nach einem Feldzuge von drei viertel Jahren! Seine Größe ermißt sich erst, wenn man ihn vergleicht mit den so ungleich geringeren Abtretungen, welche Frankreich kurz zuvor nach weit schwereren Niederlagen hatte bewilligen müssen. Der alte Herzenswunsch des russischen Volks, die Hoffnung den ungläubigen Buffurman aus Europa zu vertreiben, war der Erfüllung näher gerückt denn je zuvor. Neben solchen Erfolgen erschien die Zweitheilung Bulgariens doch nur als einer jener leidigen aber unvermeidlichen Nothbehelfe, welche die Diplomatie ergreift um den Streit ebenbürtiger Kräfte vorläufig abzuschneiden. Mit Ausnahme Englands bemühten sich sämmtliche Mächte ernstlich Alles zu vermeiden was in Petersburg als eine Kränkung aufgefaßt werden konnte. Selbst die ungerechteste und gehässigste der russischen Forderungen, die Abtretung des rumänischen Bessarabiens, fand die Genehmigung des Congresses, da die Donau unter der Souveränität der europäischen Commission verbleiben

sollte und mithin für die Freiheit der großen Wasserstraße nichts zu fürchten schien.

Doch freilich, das Ungeschick der russischen Diplomatie hatte dafür gesorgt, daß die Welt nur noch die Zugeständnisse, nicht die Erfolge der Petersburger Politik bemerkte. Nach der Meinung des großen Publicums erschien der Sieger vor dem europäischen Tribunale fast in der nämlichen peinlichen Stellung wie einst der Besiegte vor dem Pariser Congresse von 1856. Und bald zeigte sich auch, daß die Rückforderung Bessarabiens ein Fehler war; sie brachte nur dem nationalen Selbstgeföhle einige Befriedigung, aber neben geringem materiellen Gewinn einen schweren politischen Verlust. Das rumänische Volk kann und wird nicht vergessen, welche schönere Lohn ihm für treue Waffenhilfe wurde; der Einfluß der russischen Politik in Bukarest ist gründlich, und wohl für immer zerstört, das wichtige Durchzugsland hat von seinem östlichen Nachbarn fortan nichts mehr zu hoffen, Alles zu fürchten. In Bulgarien führte Fürst Tscherkasch während des Krieges ein provisorisches Regiment, dessen unglaubliche Willkür und Thorheit soeben in dem lehrreichen Buche „Rußland vor und nach dem Kriege“ eine drastische Schilderung gefunden hat*). Die Saat des Hasses, welche dieser Fanatiker des Panславismus ausstreute, ist rasch aufgegangen. Das bulgarische Volk zeigt durchaus keine Neigung, russischen Befehlen zu gehorchen, und allem Anschein nach wird der junge Fürst, trotz seiner nahen Beziehungen zum Petersburger Hofe, dem würdigen Beispiele des Fürsten von Rumänien folgen, dem kleinen Staate seine Selbständigkeit zu wahren suchen. Während also die befreiten Rajahvölker der russischen Herrschaft entwachsen, bethätigte England seine uneigennütige Türkenliebe durch die Erwerbung Cyperns. Oesterreich aber bemächtigte sich Bosniens; die Regierungen von Rumänien, Serbien, Montenegro wendeten bald ihre Blicke dem neuen Gestirne

*) Da diese interessante Schrift des Verfassers der bekannten „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft“ jedenfalls in den Ostseeprovinzen viele Leser finden wird, und die baltischen Deutschen gegen jedes unfreundliche Wort, das ihnen aus dem deutschen Reiche zukommt, begreiflicherweise sehr empfindlich sind, so muß ich hier beiläufig eine unwahre Beschuldigung zurückweisen. Der Verf. versichert (S. 212), ich hätte in meinen historischen und politischen Aufsätzen I. 68 (offenbar verdruckt für: II. 68) die heutige Universität Dorpat als einen kümmerlichen Ueberrest jener alten Hochschule bezeichnet, welche einst von Gustav Adolf in hochsinniger Absicht gegründet wurde aber schon nach zwei Menschenaltern geringen Stanzes wieder unterging. In jenem Aufsatze ist aber von der heutigen Dorpater Universität gar nicht die Rede und ebenso wenig von einem kümmerlichen Ueberreste. Ich sprach vielmehr von der schwedischen Epoche der livländischen Geschichte und sagte über diese Zeit wörtlich: „das geistige Leben des baltischen Adels nährte sich nur kümmerlich an Gustav Adolfs edler Schöpfung, der Hochschule Dorpat“ — eine völlig unanfechtbare Behauptung. Ist es loyal, auf solche Weise, mit Hilfe eines falschen Citats, einen Federkrieg zu erneuern, der mir vor einem Jahrzehnt durch die Kampflust eines baltischen Publisten aufgezwungen wurde?

zu, das über dem Westen der Halbinsel aufging, suchten mit der Hofburg in gutes Einvernehmen zu treten.

Zu viel der Enttäuschungen für den russischen Stolz! War schon der Friede von S. Stefano von der Moskauer Presse als eine That des Kleinmuths gescholten worden, so fand sie jetzt vollends kaum Worte genug, um das Werk des Berliner Congresses zu brandmarken. Alle die geheimen Wünsche des Panflavismus vereitelt; und dazu die in der That erbitternde Wahrnehmung, daß die kleinen Rajahstaaten allesammt mit jenen vielbelobten constitutionellen Staatsformen gesegnet wurden, deren das stolze Herrenvolk selber noch immer entbehrt! Die Aufregung wuchs und wuchs. Ein roher, zuchtloser Radicalismus hatte schon längst in der unglücklichen Halbbildung der russischen Jugend einen nur zu dankbaren Boden gefunden; es läßt sich kaum bezweifeln, daß der dumpfe Groll über den „schmachvollen Frieden“ mitgewirkt hat bei den wüsten anarchischen Bewegungen der letzten Monate. Und wie denn immer im Zorne sich die Herzensgeheimnisse der Menschen verrathen, so brach auch jetzt der eingefleischte Deutschenhaß des Panflavismus in maßloser Heftigkeit durch: in diesen Kreisen wird man uns nie verzeihen, daß Rußland einst wesentlich durch deutsche Kräfte der Barbarei entrißen wurde und noch heute in keinem Gebiete des politischen wie des socialen Lebens das Talent, die Bildung, den Fleiß der Deutschen entbehren kann. In allen Tönen ward der Krieg gegen den westlichen Nachbarn gefordert. Deutschland allein sollte die Schuld tragen an der „Dhrfeige“, die das heilige Rußland angeblich empfangen — dies deutsche Reich, das unter allen Großmächten im ganzen Verlaufe des Krieges sich dem russischen Staate am Freundlichsten gezeigt und soeben erst der Petersburger Diplomatie aus einer selbstverschuldeten Verlegenheit herausgeholfen hatte! Auch die große Mehrheit der deutschen Nation war dem Gange der orientalischen Wirren diesmal sehr unbefangen gefolgt; die geringe Zahl der Türkenverehrer und Russenfeinde in der deutschen Presse beschränkte sich, abgesehen von vereinzelt Anhängern der alten liberalen Schule, wesentlich auf jene Blätter einer verbissenen Opposition, die nach altem Fortschrittsbrauche ihre Gesinnungstüchtigkeit dann am Würdigsten zu bekunden glauben, wenn sie die Feinde der vaterländischen Politik unterstützen; es waren dieselben Blätter, welche nachher, als unser Verhältniß zu dem Petersburger Hofe sich trübte, plötzlich das russische Volk mit rührender Zärtlichkeit überschütteten. Der bessere Theil des deutschen Publicums hat unsere Nachbarn nicht darüber in Zweifel gelassen, daß er die berechtigten Ziele ihrer orientalischen Politik billigte.

Die gehässigen Angriffe der Moskauer Presse fanden in Deutschland

ein volles Jahr hindurch geringe Beachtung, bis sich endlich nicht mehr verkennen ließ, daß sie von oben her begünstigt wurden. Schon seit Beginn des Krieges hatten immer zwei Parteien am Petersburger Hofe um die Herrschaft gerungen; jetzt kam die Partei, welche den Vertrag von S. Stefano geschlossen hatte, wieder obenauf. Von dem Fürsten Gortschakow wußte man seit Jahren, daß er der französischen Allianz zuneigte; im Juli 1870 gab er dem Minister v. Barmüller auf die Frage, ob Rußland die Eroberung des linken Rheinufers dulden würde, die trockene Antwort: *je ne crois pas que cela nous vaudrait une guerre* — und auf dem Berliner Congresse wies er mit einer unter Diplomaten unerhörten Naivität jede Verantwortung für die versöhnliche Politik des Grafen Schwalow von sich ab. Ob er nun selber an die Märchen der Panславisten glaubte oder der Meinung war, die unheimliche Gährung im russischen Volke könne wieder, wie im Jahre 1863 durch die polnischen Kämpfe, durch eine Ablenkung nach außen beschwichtigt werden — so viel ist sicher, daß unser Auswärtiges Amt sehr bestimmte Nachrichten über feindselige Anschläge in Petersburg besitzen mußte als im August die Berliner officiöse Presse plötzlich einen scharfen Ton gegen Rußland anschlug. Fürst Bismarck ist der Thor nicht, die russische Freundschaft, die so lange einen wesentlichen Factor in seinen Rechnungen gebildet hat, um eines leeren Verdachtes willen aufs Spiel zu setzen; persönlichen Verstimmungen hat er in seiner auswärtigen Politik niemals Raum gegeben.

Das Schutz- und Trugbündniß mit Oesterreich schob den Gefahren, die von Osten her drohten, einen Riegel vor; der russische Kanzler empfing die Lehre, daß unser Reich nicht mehr das Preußen Friedrich Wilhelms IV. ist, und schon jetzt läßt sich erkennen, daß unser leitender Staatsmann den östlichen Nachbarn ganz richtig behandelt hat. Das Petersburger Cabinet beginnt offenbar einzulenkten und es hat guten Grund dazu, denn der blinde Eifer der Panславisten ist für Rußland selbst kaum minder bedenklich als für Deutschland; käme diese Partei je an's Ruder, so würde sie den Staat nach außen in eine abenteuerliche Politik verwickeln, im Innern die Gefahren der Anarchie heraufbeschwören. Trotz der Rede des Grafen Salisbury und der perfiden Prahlereien der englischen Presse wird man in Petersburg sehr wohl wissen, daß weder der Berliner noch der Wiener Hof gesonnen ist britische Politik zu treiben und etwa die kleinasiatischen Pläne Lord Beaconsfields zu unterstützen. Die neue Allianz bezweckt lediglich ehrliche Ausführung des Berliner Vertrags, der die Verhältnisse Cyperns und Kleinasiens nicht berührt, Sicherung des Besitzstandes und vielleicht auch ein gemeinsames Vorgehen der Verbündeten in Sachen der ägyptischen Staatsgläubiger, aber sicherlich nichts was dem russischen In-

teresse zu nahe träte. Einer Wiederannäherung der drei Kaisermächte steht nichts im Wege. In der That hat die russische Presse bereits den Befehl erhalten sich zu mäßigen; man bemüht sich in Petersburg wieder in das alte Geleise zurückzukehren. Doch leider hinterlassen so ernste Zermürfungen, wie sie in den jüngsten Monaten sich abspielten, immer tiefe Spuren. Der neue glänzende Erfolg der deutschen Friedenspolitik hat die Zahl unserer geheimen Neider an der Nema gewiß nicht vermindert, und wir wissen jetzt aus Erfahrung, wie schnell dort der Wind umschlagen kann: so lange der geheimnißvolle Dualismus innerhalb der russischen Regierungskreise fortbesteht, wird das alte Vertrauen schwerlich wiederkehren.

Das Werk des Berliner Congresses beruhte auf der Hoffnung, es werde gelingen die unabwendbare letzte Katastrophe des türkischen Reichs noch um ein oder zwei Jahrzehnte hinauszuschieben. Mit jedem neuen Tage wird es aber zweifelhafter, ob dem versinkenden Staate noch eine so lange Frist gegönnt ist. Der moralische Bankrott ist so vollständig wie die Erschöpfung des Haushalts und der militärischen Kraft. Vöhrung in allen Provinzen; sogar die Armenier, das leidksamste aller Völker, beginnen von nationaler Unabhängigkeit zu träumen. Zur Ausführung der feierlich verheißenen Reformen fehlen das Geld, der Muth, die Einsicht und der redliche Wille. Auch das letzte Nothmittel des osmanischen Staatsrechts, der gewaltfame Thronwechsel verspricht kein Heil mehr; die Lebenskraft des Hauses Osman ist schon seit jener unseligen Heirath Suleiman's und Kopolanens im Versiegen, heute scheint sie gänzlich gebrochen. England aber, der alte Beschützer der Pforte, hat seine orientalische Politik von Grund aus geändert; es rechnet jetzt auf den Untergang der Türkei und bereitet sich vor, die weiten Lande, welche den Verkehr mit Indien beherrschen, unter seine eigene Botmäßigkeit zu bringen. Das Zeitalter der Eisenbahnen sieht die Gedanken und Bestrebungen der Epoche der Kreuzzüge wieder aufleben; die Küsten Syriens und Kleinasiens gewinnen von Neuem einen unschätzbaren Werth für Europa, da der Bau der großen Euphratbahn doch nur noch eine Frage der Zeit ist. Wird es der rastlos wühlenden Politik Lord Beaconsfields gelingen, sich der Ausgangspunkte des künftigen Welthandelweges zu bemächtigen? Mit geblähten Segeln fährt sie daher, und ihrem unglücklichen Schübling beginnt dieser sonderbare Gönner, der sich so unverblümt nach Römerart mit seinem Imperatorenberufe brüstet, bereits sehr unheimlich zu werden. Der Geldgewinn, welchen die Pforte von der Abtretung Cyperns erhoffte, ist ausgeblieben; sie sieht ein, daß sie einen Löwenvertrag abgeschlossen hat, und erträgt unwillig die herrischen Mahnungen des Protectors, der ungestüm die Erfüllung der unmöglichen Reformversprechen verlangt. Der russische Hof aber spielt

wieder, wie Czar Nikolaus vor vierzig Jahren, den wohlwollenden Freund der Türkei, nimmt den Sultan in Schutz gegen seinen allzustrengen Mahner. Das unendliche Ränkespiel am Bosphorus beginnt von Neuem mit vertauschten Rollen.

Wohin dieser verdeckte Krieg der beiden Nebenbuhler noch führen kann, das ist um so schwerer zu berechnen, da auch in Mittelasien Alles einer Entscheidung entgegendrängt. Der afghanische Krieg hat den Zwischenraum zwischen den Gebieten der beiden Mächte abermals verkleinert. Rußland kann nach diesem neuen Anwachsen der Nachbarmacht den Besitz von Merv nicht mehr entbehren, das bei den Engländern allgemein als der Schlüssel Indiens gilt; und wenn nicht in dem Eroberungszuge der Briten noch ein unerwarteter Rückschlag eintritt, so werden die Grenzen Englands und Rußlands schon in naher Zukunft einander unmittelbar berühren. Wohl läßt sich mit guten Gründen behaupten, daß die beiden Reiche nach Auftheilung der streitigen Zwischenlande eigentlich keinen Anlaß zum Kampfe mehr finden können, da sie ja beide in dem Fanatismus des Islam einen gemeinsamen Feind zu fürchten haben; der Historiker Martens in Petersburg hat diesen einleuchtenden Gedanken in mehreren lehrreichen Schriften ausgeführt. Doch leider entscheidet nicht die Vernunft allein über die Schicksale der Völker. Der Zeitpunkt, da eine friedliche Verständigung noch möglich schien, ist längst vorüber. Eine dunkle Nothwendigkeit treibt die zwei Weltmächte auf einander: hier die gewaltige Expansionskraft des Slaventhums, von Neuem aufgestachelt durch die unvollständigen Ergebnisse des Balkanfeldzugs; dort die noch weit unersättlichere Ländergier der englischen Handelspolitik, die niemals genug Märkte für ihre Massenindustrie finden kann und ebenfalls durch die Erfahrungen der jüngsten Zeit, durch eine Reihe wohlfeiler, unverdienter Erfolge mächtig aufgereggt worden ist. In dem nämlichen Augenblicke, da Rußland sich seinen westlichen Nachbarn wieder nähert und also seine europäische Grenze zu decken sucht, wird der Vertreter der Friedenspolitik, Graf Schuwalow aus London abberufen. Der Kampf um Asiens Zukunft scheint in der That heranzunehmen. Ein solcher Krieg berührt aber so viele Lebensfragen des Abendlandes, die Unterwerfung des östlichen Mittelmeeres unter Englands Alleinherrschaft wäre für die anderen mediterranischen Lande, vor Allen für Frankreich so ganz unannehmbar, daß die französische Republik in dieser Krisis ihre bisherige zuwartende Haltung nicht mehr behaupten und die letzte Entscheidung kaum anders als durch irgend eine europäische Coalition wird erfolgen können.

Für Deutschland sind die neuen Gefahren, die über den Osten her-

aufziehen, darum so wichtig, weil Oesterreich inzwischen in die Reihe der Balkan-Staaten eingetreten ist und in veränderten Formen die orientalischen Pläne des Prinzen Eugen wieder aufgenommen hat. Die Erwerbung Bosniens ist das Werk des österreichischen Kaiserhauses; nur weil der Hof um keinen geringeren Preis die erweiterte Machtstellung des Slaventhums auf der Halbinsel dulden wollte ließ sich Graf Andrássy auf dem Congresse zu dieser Besitznahme nöthigen, die von den Magyaren ebenso lebhaft bekämpft wurde wie von der deutschen Verfassungspartei. Die letztere Partei beging den Fehler, ihren Widerstand auch dann noch fortzusetzen als bereits feststand, daß die Entscheidung nicht mehr abzuwenden war; sie hat dadurch zum guten Theile ihre letzte Wahl Niederlage verschuldet. Bis jetzt sind die Folgen der Eroberung sehr günstig gewesen. Die tapfere Armee hat endlich nach so vielen ehrenvollen Niederlagen einige Erfolge errungen und dadurch ein Selbstgefühl erlangt, das für den Bestand der Monarchie eine werthvolle Stütze bildet, obgleich es sich leider in den Schriften des k. k. Generalstabs nicht ohne überflüssige Prahlerei kund thut. Auch außerhalb der militärischen Kreise ist jener heillose Pessimismus, der so lange Oesterreichs Fluch war, im Abnehmen; man beginnt wieder an den eigenen Staat und an seinen guten Stern zu glauben; häufiger als seit vielen Jahren hören wir heute aus Wien Aeußerungen eines gesunden patriotischen Stolzes, einer lebendigen österreichischen Staatsgefönnung.

Trotzdem erscheint es noch sehr zweifelhaft, ob die neue Erwerbung als ein Gewinn für den Gesamtstaat zu betrachten ist. Die ernstesten Schwierigkeiten werden erst beginnen, wenn die neue Provinz, die doch niemals wieder unter das türkische Joch zurückkehren kann, dereinst endgültig in den Staatsverband eingefügt wird. Jeder der drei Wege, die sich hier bieten, erscheint gleich bedenklich. Tritt dies slavische Land, das fast ebenso stark bevölkert und mehr als doppelt so umfangreich ist wie die beiden Königreiche Slavonien und Croatien zusammengenommen, in den cisleithanischen Reichsrath ein, so wächst die Gefahr der Ueberwältigung des Deuththums durch die Slaven; wird die Provinz mit Transleithanien vereinigt, so kann das ohnehin bedenkliche Uebergewicht der Lande der Stephanskronen noch mehr wachsen; bleibt sie endlich selbstständig als ein gemeinsamer Besitz des Gesamtstaats, so wird das alte Traumbild des dreieinigten Königreichs der Südslaven sicherlich wieder erwachen, und die Monarchie mag leicht in die Experimente einer Triaspolitik hineingetrieben werden.

Doch alle diese Gefahren wiegen leicht gegenüber der Thatfache, daß die Eroberung Bosniens nur der erste Schritt auf einem unabsehbar

schwierigen Wege ist. Als der verstorbene Giskra vor drei Jahren von dem Vorrücken der schwarzgelben Fahnen bis zum ägeischen Meere sprach, da schüttelte in Deutschland nahezu Jedermann den Kopf zu solchen verwegenen Gründerphantasien. Was damals als eine wunderliche Utopie galt wird bald zu einer harten Nothwendigkeit für die österreichische Staatskunst werden. Die neue Eroberung kann nur dann auf die Dauer behauptet, sie kann jedenfalls nur dann für den Gesamtstaat nutzbar werden, wenn Oesterreich die wichtige Handelsstraße des Mariña-Thales seiner politischen oder doch seiner handelspolitischen Herrschaft unterwirft und also wie ein Keil vordringt mitten in jene griechischen Küstenlande, welche das Volk der Hellenen mit Recht als sein eigenes Erbtheil ansieht. Nach Allem was geschehen muß der Wiener Hof sich, für den Fall der gänzlichen Auftheilung der europäischen Türkei, den Zugang zum ägeischen Meere zu sichern trachten; er muß, wenn er auch nicht gradezu das Protectorat über die Kleinstaaten der Halbinsel übernehmen will, doch mindestens dem russischen Einfluß die Stange zu halten suchen. Es ist ein alter, natürlicher Grundsatz österreichischer Regierungskunst, die nationalen Bestrebungen der Völker immer durch Volksgenossen zu bekämpfen. Deutsche Ministerien führten einst den Krieg gegen Deutschland; ein ungarischer Staatsmann leitete die den Wünschen Ungarns zuwiderlaufende orientalische Politik; das neue unter Mitwirkung der Slaven gebildete Cabinet wird zwar nicht schlechthin antirussisch, aber doch sehr wachsam gegen Rußland verfahren müssen. Wie schwer es halten wird, einer katholischen Macht die leitende Stellung unter den orthodoxen Rajahvölkern zu erwerben; welche Verwicklungen sich ergeben können, wenn dereinst zu den unzähligen nationalen Gegensätzen des österreichischen Staatslebens noch eine hellenische Frage hinzuträte — das liegt auf flacher Hand.

Nicht bloß die Franzosen, die hinter jedem Schritte der deutschen Politik teuflische Pläne wittern, nicht bloß die Italiener, die leider bei allen Wandlungen der Weltlage sogleich begehrlieh an Triest und das Trentino denken, sondern auch unbefangene Fremde, ja wohl die meisten Ausländer hegen den stillen Verdacht, der große deutsche Versucher habe den Nachbarstaat absichtlich in die dornigen Pfade der orientalischen Politik gedrängt um späterhin desto sicherer die deutsch-österreichischen Lande an sich zu reißen. Wir Deutschen können zu solcher Ueberklugheit nur lächeln. Niemand auf der Welt hat besseren Grund als wir den Bestand des Gesamtstaates Oesterreich ehrlich zu wünschen. Eben jetzt geht ja die alte einst von den Großdeutschen verhöhnnte Weissagung der Gothaer in Erfüllung: die Interessengemeinschaft zwischen den beiden Mächten ist nach der vollzogenen politischen Trennung inniger denn je zuvor; eine feste

wirthschaftliche Verbindung wird nun erst möglich nachdem das Haus Lothringen die Herrschaft über uns verloren hat. Doch wir dürfen auch nicht übersehen, daß sich der Staatskunst Oesterreichs heute eine ganz neue Welt voll schwieriger Aufgaben eröffnet hat: lockende Ziele, furchtbare Gefahren, unberechenbare Schicksalswechsel liegen auf dieser Bahn. Für jetzt sind wir der guten Bundesgenossenschaft sicher. Immerhin bleibt es befremdlich, daß unser treuester Freund in Oesterreich, Graf Andrássy, soeben gefallen ist. In dem endlosen Wechsel der politischen Systeme, der Oesterreichs jüngste Geschichte füllt, stand bisher nur die eine Regel fest: daß ein gestürztes System niemals wiederkehrte.

Wohin wir auch blicken, überall erweckt die schwerste der europäischen Fragen, nun sie einmal in's Rollen kam, das Gefühl der Unsicherheit. Was wir in solcher Lage vor allem brauchen ist eine starke Regierung, treue Eintracht zwischen der Krone und dem Volke. Die preußische Wählerchaft hat diese Nothwendigkeit begriffen. Wir wollen Frieden mit der Regierung — das war der Sinn der jüngsten Wahlen. Nicht ein künstlicher Druck von oben her, sondern der freie Wille der Wähler hat die Reihen der conservativen Parteien im Landtage verstärkt, ja die conservative Strömung ist im Volke sogar noch stärker als sie nach dem Ausfall der Wahlen erscheint; manche liberale Abgeordnete verdanken die Behauptung ihres Mandats nur persönlicher Achtung oder alter Gewohnheit oder auch der Schwierigkeit neuer Parteigruppierungen im Wahlbezirke. Die Nation ist des Gezänks ihrer Parlamente bis zum Ekel überdrüssig; selbst die Gegner der neuen Wirthschaftspolitik scheinen in ihrer großen Mehrheit entschlossen den Erfolg der Reformen gelassen abzuwarten und nach den Thatsachen zu urtheilen. Die Fortschrittspartei sieht sich auf einige große Städte und wenige zerstreute Wahlkreise beschränkt. Innerhalb der nationalliberalen Fraction räumten die Wähler rücksichtslos auf. Die Verehrer der bekannten „großen liberalen Partei“ sind bis auf Wenige verschwunden, obgleich sie die Wahlbewegung fast ausschließlich leiteten; das Volk will sich nicht mehr von Coterien gängeln lassen. Die Fraction zeigt im Landtage ein durchaus anderes Gesicht als auf dem letzten Reichstage, ihre gemäßigten Elemente behaupten durchaus die Oberhand. Seit dem Beginne der Verhandlungen hat die Fortschrittspartei keine Gelegenheit versäumt der Regierung leichte Triumphe zu bereiten; und mag auch noch mancher heiße Tag bevorstehen, so scheint doch die Hauptaufgabe der Session, die Verständigung über das Staatseisenbahngesetz, gesichert — ein neuer Schritt vorwärts zur Kräftigung der Reichsgewalt.

Unterdeffen arbeitet in den Tiefen unseres Volkslebens eine wunder-

bare, mächtige Erregung. Es ist als ob die Nation sich auf sich selber befänne, unbarmherzig mit sich in's Gericht ginge. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die letzten Monate im Auslande verlebte und nun plötzlich wieder eintritt in die stürmische deutsche Welt, der erschrickt fast vor diesem Erwachen des Volksgewissens, vor diesen tausend Stimmen, die sich unter einander entschuldigen oder verklagen. Der Hergang ist um so erstaunlicher, da er sich fast ganz unabhängig von der Presse vollzieht; denn noch nie sind unsere Zeitungen so wenig ein treues Spiegelbild der öffentlichen Meinung gewesen. Wenn man die Mehrzahl der deutschen Blätter durchmustert, so sollte man meinen, die liberalen Wunschzettel der sechziger Jahre und der naive Glaube an die unfehlbare sittliche Macht der „Bildung“ beherrschten noch immer unser Volk. In Wahrheit steht es anders. Die wirtschaftliche Noth, die Erinnerung an so viele getäuschte Hoffnungen und an die Sünden der Gründerzeiten, der Anblick der zunehmenden Verwilderung der Massen, die mit der Verbreitung der Geheimkünste des Lesens und Schreibens mindestens gleichen Schritt hält, und nicht zuletzt das Gedächtniß jener Gräueltage vom Frühjahr 1878 — das Alles hat Tausende zum Nachdenken über den Werth unserer Humanität und Aufklärung gezwungen. Tausende fühlen, daß wir Gefahr laufen über unserem Bildungsdünkel den sittlichen Halt des Menschenlebens ganz zu vergessen. Während breite Schichten unseres Volks einem wüsten Unglauben verfallen, ist in anderen der religiöse Ernst, der kirchliche Sinn unverkennbar wieder erstarkt. Auf der evangelischen General synode fiel manches häßliche zelotische Wort, die alte Theologensünde, die Gleichgiltigkeit gegen das positive Recht des weltlichen Staates, verrieth sich in einzelnen unerfreulichen Beschlüssen; der hoffentlich unausführbare Versuch, die theologischen Facultäten der kirchlichen Parteiherrschaft zu unterwerfen, erregte gerechtes Befremden; aber Eines haben diese Verhandlungen auch den Gegnern bewiesen: daß diese Kirche noch lebt, daß sie eine wirksame Macht ist, festgewurzelt im Volke, voll sittlichen Ernstes und keineswegs arm an geistigen Kräften.

Das erwachte Gewissen des Volks wendet sich vornehmlich gegen die weichliche Philanthropie unseres Zeitalters. Recht als ein Zeichen der Zeit erschien in den letzten Wochen die Schrift von D. Mittelstädt „Gegen die Freiheitsstrafen“ — ein kräftiger Protest wider jene Verhättselung und Verzärtelung der Verbrecher, welche unsere Zuchthäuser überfüllt hat und zur Grausamkeit gegen die rechtschaffenen Leute wird. Warum ist diese streng sachlich gehaltene Schrift bereits durch Entrüstungsmeetings und grimmige Verachtungsresolutionen der radikalen Parteien beantwortet worden? Weil die Helden der philanthropischen Phrase im Stillen fühlen,

daß der tapfere Verfasser, obwohl seine Sätze im Einzelnen sich vielfach bestreiten lassen, im Wesentlichen doch nur ausspricht was Hunderttausende denken. Der ganze Zug der Zeit drängt dahin, daß die unerbittlich strenge Majestät des Rechts in unseren Gesetzen wie in ihrer Handhabung wieder zur vollen Anerkennung gelangen muß.

Unter den Symptomen der tiefen Umstimmung, welche durch unser Volk geht, erscheint keines so befremdend wie die leidenschaftliche Bewegung gegen das Judenthum. Vor wenigen Monaten herrschte in Deutschland noch das berufene „umgekehrte Heh Heh Geschrei“. Ueber die Nationalfehler der Deutschen, der Franzosen und aller anderen Völker durfte Jedermann ungescheut das Härteste sagen; wer sich aber unterstand über irgend eine unleugbare Schwäche des jüdischen Charakters gerecht und maßvoll zu reden, ward sofort fast von der gesammten Presse als Barbar und Religionsverfolger gebrandmarkt. Heute sind wir bereits so weit, daß die Mehrheit der Breslauer Wähler — offenbar nicht in wilder Aufregung, sondern mit ruhigem Vorbedacht — sich verschworen unter keinen Umständen einen Juden in den Landtag zu wählen; Antisemitenvereine treten zusammen, in erregten Versammlungen wird die „Judenfrage“ erörtert, eine Fluth von judenfeindlichen Libellen überschwemmt den Büchermarkt. Es ist des Schmutzes und der Roheit nur allzu viel in diesem Treiben, und man kann sich des Ekels nicht erwehren, wenn man bemerkt, daß manche jener Brandschriften offenbar aus jüdischen Federn stammen; bekanntlich sind seit Pfefferkorn und Eisenmenger die geborenen Juden unter den fanatischen Judenfressern immer stark vertreten gewesen. Aber verbirgt sich hinter diesem lärmenden Treiben wirklich nur Pöbelroheit und Geschäftsneid? Sind diese Ausbrüche eines tiefen, lang verhaltenen Zornes wirklich nur eine flüchtige Aufwallung, so hohl und grundlos wie einst die teutonische Judenhetze des Jahres 1819? Nein, der Instinkt der Massen hat in der That eine schwere Gefahr, einen hochbedenklichen Schaden des neuen deutschen Lebens richtig erkannt; es ist keine leere Redensart, wenn man heute von einer deutschen Judenfrage spricht.

Wenn Engländer und Franzosen mit einiger Geringschätzung von dem Vorurtheil der Deutschen gegen die Juden reden, so müssen wir antworten: Ihr kennt uns nicht; Ihr lebt in glücklicheren Verhältnissen, welche das Aufkommen solcher „Vorurtheile“ unmöglich machen. Die Zahl der Juden in Westeuropa ist so gering, daß sie einen fühlbaren Einfluß auf die nationale Gestaltung nicht ausüben können; über unsere Ostgrenze aber bringt Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege eine Schaar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge herein, deren Kinder und Kindeskinde dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen

beherrschen sollen; die Einwanderung wächst zusehends, und immer ernster wird die Frage, wie wir dies fremde Volksthum mit dem unseren verschmelzen können. Die Israeliten des Westens und des Südens gehören zumeist dem spanischen Judenstamme an, der auf eine vergleichsweise stolze Geschichte zurückblickt und sich der abendländischen Weise immer ziemlich leicht eingefügt hat; sie sind in der That in ihrer großen Mehrzahl gute Franzosen, Engländer, Italiener geworden — soweit sich dies billigerweise erwarten läßt von einem Volke mit so reinem Blute und so ausgesprochener Eigenthümlichkeit. Wir Deutschen aber haben mit jenem polnischen Judenstamme zu thun, dem die Narben vielhundertjähriger christlicher Tyrannei sehr tief eingeprägt sind; er steht erfahrungsgemäß dem europäischen und namentlich dem germanischen Wesen ungleich fremder gegenüber.

Was wir von unseren israelitischen Mitbürgern zu fordern haben, ist einfach: sie sollen Deutsche werden, sich schlicht und recht als Deutsche fühlen — unbeschadet ihres Glaubens und ihrer alten heiligen Erinnerungen, die uns Allen ehrwürdig sind; denn wir wollen nicht, daß auf die Jahrtausende germanischer Gesittung ein Zeitalter deutsch-jüdischer Mischkultur folge. Es wäre sündlich zu vergessen, daß sehr viele Juden, getaufte und ungetaufte, Felix Mendelssohn, Beil, Rießer u. A. — um der Lebenden zu geschweigen — deutsche Männer waren im besten Sinne, Männer, in denen wir die edlen und guten Züge deutschen Geistes verehren. Es bleibt aber ebenso unleugbar, daß zahlreiche und mächtige Kreise unseres Judenthums den guten Willen schlechtweg Deutsche zu werden durchaus nicht hegen. Beinlich genug, über diese Dinge zu reden; selbst das versöhnliche Wort wird hier leicht mißverstanden. Ich glaube jedoch, mancher meiner jüdischen Freunde wird mir mit tiefem Bedauern Recht geben, wenn ich behaupte, daß in neuester Zeit ein gefährlicher Geist der Ueberhebung in jüdischen Kreisen erwacht ist, daß die Einwirkung des Judenthums auf unser nationales Leben, die in früheren Tagen manches Gute schuf, sich neuerdings vielfach schädlich zeigt. Man lese die Geschichte der Juden von Graeg: welche fanatische Wuth gegen den „Erbfeind“, das Christenthum, welcher Todhaß grade wider die reinsten und mächtigsten Vertreter germanischen Wesens, von Luther bis herab auf Goethe und Fichte! Und welche hohle, beleidigende Selbstüberschätzung! Da wird unter beständigen hämischen Schimpfreden bewiesen, daß die Nation Kant's eigentlich erst durch die Juden zur Humanität erzogen, daß die Sprache Lessings und Goethes erst durch Börne und Heine für Schönheit, Geist und Wit empfänglich geworden ist! Welcher englische Jude würde sich je unterstehen, in solcher Weise das Land, das ihn schützt und schirmt, zu

verleumden? Und diese verstockte Verachtung gegen die deutschen Goyim ist keineswegs blos die Gefinnung eines vereinzelt Fanatikers. Keine deutsche Handelsstadt, die nicht viele ehrenhafte, achtungswerthe jüdische Firmen zählte; aber unbestreitbar hat das Semitenthum an dem Lug und Trug, an der frechen Gier des Gründer-Unwesens einen großen Antheil, eine schwere Mitschuld an jenem schändlichen Materialismus unserer Tage, der jede Arbeit nur noch als Geschäft betrachtet und die alte gemüthliche Arbeitsfreudigkeit unseres Volkes zu erlöchen droht; in tausenden deutscher Dörfer sitzt der Jude, der seine Nachbarn wuchernd auskauft. Unter den führenden Männern der Kunst und Wissenschaft ist die Zahl der Juden nicht sehr groß; um so stärker die betriebsame Schaar der semitischen Talente dritten Ranges. Und wie fest hängt dieser Literatenschwarm unter sich zusammen; wie sicher arbeitet die auf den erprobten Geschäftsgrundsatz der Gegenseitigkeit begründete Unsterblichkeits-Versicherungsanstalt, also daß jeder jüdische Poetaster jenen Eintagsruhm, welchen die Zeitungen spenden, blank und baar, ohne Verzugszinsen ausgezahlt erhält.

Am Gefährlichsten aber wirkt das unbillige Uebergewicht des Judenthums in der Tagespresse — eine verhängnißvolle Folge unserer engherzigen alten Gesetze, die den Israeliten den Zutritt zu den meisten gelehrten Berufen versagten. Zehn Jahre lang wurde die öffentliche Meinung in vielen deutschen Städten zumeist durch jüdische Federn „gemacht“; es war ein Unglück für die liberale Partei und einer der Gründe ihres Verfalls, daß grade ihre Presse dem Judenthum einen viel zu großen Spielraum gewährte. Der nothwendige Rückschlag gegen diesen unnatürlichen Zustand ist die gegenwärtige Ohnmacht der Presse; der kleine Mann läßt sich nicht mehr ausreden, daß die Juden die Zeitungen schreiben, darum will er ihnen nichts mehr glauben. Unser Zeitungsweesen verdankt jüdischen Talenten sehr viel; grade auf diesem Gebiete fand die schlagfertige Gewandtheit und Schärfe des jüdischen Geistes von jeher ein dankbares Feld. Aber auch hier war die Wirkung zweischneidig. Börne führte zuerst in unsere Journalistik den eigenthümlich schamlosen Ton ein, der über das Vaterland so von außen her, ohne jede Ehrfurcht abspricht, als gehöre man selber gar nicht mit dazu, als schnitte der Hohn gegen Deutschland nicht jedem einzelnen Deutschen in's tiefste Herz. Dazu jene unglückliche vielgeschäftige Bordinglichkeit, die überall mit dabei sein muß und sich nicht scheut sogar über die innern Angelegenheiten der christlichen Kirchen meisternd abzurtheilen. Was jüdische Journalisten in Schmähungen und Witzeleien gegen das Christenthum leisten ist schlechtthin empörend, und solche Lästerungen werden unserem Volke in seiner Sprache als allerneueste Errungenschaften „deutscher“ Aufklärung feilgeboten! Kaum war die

Emancipation errungen, so bestand man dreist auf seinem „Schein“; man forderte die buchstäbliche Parität in Allem und Jedem und wollte nicht mehr sehen, daß wir Deutschen denn doch ein christliches Volk sind und die Juden nur eine Minderheit unter uns: wir haben erlebt, daß die Beseitigung christlicher Bilder, ja die Einführung der Sabbathfeier in gemischten Schulen verlangt wurde.

Ueberblickt man alle diese Verhältnisse — und wie Vieles ließe sich noch sagen! — so erscheint die laute Agitation des Augenblicks doch nur als eine brutale und gehässige, aber natürliche Reaction des germanischen Volksgefühls gegen ein fremdes Element, das in unserem Leben einen allzu breiten Raum eingenommen hat. Sie hat zum Mindesten das unwillige Verdienst, den Bann einer stillen Unwahrheit von uns genommen zu haben; es ist schon ein Gewinn, daß ein Uebel, das Jeder fühlte und Niemand berühren wollte, jetzt offen besprochen wird. Täuschen wir uns nicht: die Bewegung ist sehr tief und stark; einige Scherze über die Weisheitsprüche christlich-socialer Stumpf-Redner genügen nicht sie zu bezwingen. Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuths mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück!

Von einer Zurücknahme oder auch nur einer Schmälerung der vollzogenen Emancipation kann unter Verständigen gar nicht die Rede sein; sie wäre ein offenes Unrecht, ein Abfall von den guten Traditionen unseres Staates und würde den nationalen Gegensatz, der uns peinigt, eher verschärfen als mildern. Was die Juden in Frankreich und England zu einem unschädlichen und vielfach wohlthätigen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft gemacht hat, das ist im Grunde doch die Energie des Nationalstolzes und die festgewurzelte nationale Sitte dieser beiden alten Culturvölker. Unsere Gesittung ist jung; uns fehlt noch in unserem ganzen Sein der nationale Stil, der instinctive Stolz, die durchgebildete Eigenart, darum waren wir so lange wehrlos gegen fremdes Wesen. Jedoch wir sind im Begriff uns jene Güter zu erwerben und wir können nur wünschen, daß unsere Juden die Wandlung, die sich im deutschen Leben als eine nothwendige Folge der Entstehung des deutschen Staates vollzieht, rechtzeitig erkennen. Da und dort bestehen jüdische Vereine gegen den Wucher, die im Stillen viel Gutes wirken; sie sind das Werk einsichtiger Israeliten, welche einsahen, daß ihre Stammgenossen sich den Sitten und Gedanken ihrer christlichen Mitbürger annähern müssen. Nach dieser Richtung ist noch viel zu thun. Die harten deutschen Köpfe jüdisch zu machen ist doch unmöglich; so bleibt nur übrig, daß unsere jüdischen Mit-

bürger sich rückhaltslos entschließen Deutsche zu sein, wie es ihrer Viele zu ihrem und unserem Glück schon längst geworden sind. Die Aufgabe kann niemals ganz gelöst werden. Eine Kluft zwischen abendländischem und semitischem Wesen hat von jeher bestanden, seit Tacitus einst über das *odium generis humani* klagte; es wird immer Juden geben, die nichts sind als deutsch redende Orientalen; auch eine specifisch jüdische Bildung wird immer blühen, sie hat als kosmopolitische Macht ihr gutes historisches Recht. Aber der Gegensatz läßt sich mildern, wenn die Juden, die so viel von Toleranz reden, wirklich tolerant werden und einige Pietät zeigen gegen den Glauben, die Sitten und Gefühle des deutschen Volks, das alte Unbill längst gesühnt und ihnen die Rechte des Menschen und des Bürgers geschenkt hat. Daß diese Pietät einem Theile unseres kaufmännischen und literarischen Judenthums vollständig fehlt, das ist der letzte Grund der leidenschaftlichen Erbitterung von heute. —

Ein erfreulicher Aublick ist es nicht, dies Loben und Zanken, dies Kochen und Aufbrodeln unfertiger Gedanken im neuen Deutschland. Aber wir sind nun einmal das leidenschaftlichste aller Völker, obgleich wir uns selbst so oft Phlegmatiker schalten; anders als unter krampfhaften Forderungen haben sich neue Ideen bei uns noch nie durchgesetzt. Gebe Gott, daß wir aus der Gährung und dem Unmuth dieser ruhelosen Jahre eine strengere Auffassung vom Staate und seinen Pflichten, ein gekräftigtes Nationalgefühl davontragen.

15. November.

Heinrich von Treitschke.